Unabhängige Studierendenzeitung der Humboldt-Universität
seit November 1989

Dezember 2017 | Nr. 243

UnAuf

War da was?

jung / spontan / gut
für nur 15 Euro
ein Jahr vorne sitzen
Konzerte 8 Euro
Oper / Ballett 10 Euro
→ 030-20 35 45 55
Deutsche Oper Berlin
Deutsches Symphonie-Orchester Berlin
Komische Oper Berlin
Konzerthaus Berlin
RIAS Kammerchor
Rundfunkchor Berlin
Rundfunk-Sinfonieorchester Berlin
Staatsballett Berlin
Staatsoper Unter den Linden
www.ClassicCard.de
→ für alle unter 30

Die Studierendenzeitung der Humboldt-Universität zu Berlin. Erstmals erschienen am 17. November 1989. Beste deutschsprachige Studierendenzeitung 2005 und 2008.
Herausgeber:
Kuratorium des Freundeskreises der UnAufgefordert e.V.
Humboldt-Universität zu Berlin
Unter den Linden 6
10099 Berlin

Chefredaktion: Maria-Mercedes Hering, Benedikt Wurdack, Vilma-Lou Sinn (V.i.S.d.P.)
Schlussredaktion: Carla Adriaans, Sophie Barkey, Anne-Kristin Detert, Stephan Detert, Alma Gretenkord, Janne Hoppe, Nils Katzur, Mina Mehrabi, Sophie Neumann, Ricarda Schlomka, Vilma-Lou Sinn, Nora Stavenhagen, Johann Stephanowitz, Caroline Wucherpfennig, Benedikt Wurdack
Redaktion: Carla Adriaans, Sophie Barkey, Stephan Detert, Alma Gretenkord, Maria-Mercedes Hering, Janne Hoppe, Luisa Jabs, Nils Katzur, Aenne Knierim, Mina Mehrabi, Sophie Neumann, Vilma-Lou Sinn, Nora Stavenhagen, Benedikt Wurdack

Kontakt: redaktion@unauf.de
Anzeigen: werbung@unauf.de

Layout & Gestaltung: Philip Chorzelewski

Illustrationen: Lina Dornblüth, Lisa Frühbeis, Paulina Hillebrand, Michael Weinlein

Titelbild: Lisa Frühbeis
Autor*innenbilder: Paulina Hillebrand
Druck: Gemeindebriefdruckerei, 29393 Groß Oesingen
Auflage: 4.000

Die Artikel und Beiträge spiegeln nicht notwendigerweise die Meinung der Redaktion wider. Nachdruck und Vervielfältigung nur nach vorheriger Genehmigung. Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe gekürzt zu veröffentlichen.

Redaktionsschluss dieser Ausgabe: 08.11.2017

Die UnAufgefordert erscheint seit dem 17. November 1989 an der Humboldt-Universität zu Berlin und ist eine der ältesten Studierendenzeitungen Deutschlands. Seitdem begleitet sie den Weg der HU durch unabhängige und professionelle Berichterstattung über Forschung und Lehre, studentisches Leben und Kultur. Bereits zweimal wurde ihr dafür der Pro-Campus Presse Award als beste deutschsprachige Studierendenzeitung verliehen.

UnAufgefordert online: www.unauf.de
Kostenlos abonnieren: www.unauf.de/abo
Offene Redaktionssitzung jeden Montag im Semester, 18.30 Uhr
Invalidenstraße 110, Raum 118

243. Ausgabe

Anzeige

In eigener Sache

Liebe Leser*innen,

das halbe Semester ist geschafft und Weihnachten steht unausweichlich vor der Tür. Überall drängt man sich durch Weihnachtsmärkte, aus jedem Geschäft grüßen bärtige Figuren mit roten Mützen und es duftet an den abwegigsten Orten nach Zimt und Tannennadeln. Welche Widersprüche in dieser scheinbaren Besinnlichkeit liegen, hat unsere Kolumnistin auf Seite 5 auf den Punkt gebracht.

Kunstschnee und Puderzucker überdecken derweil eine Debatte, die immer aktuell ist und doch nur selten die gebührende Aufmerksamkeit erhält. Auch wir haben uns gefragt: War da was? Denn noch vor kurzem übertrumpften sich Tageszeitungen, Radiosendungen und Blogs damit, den Themen Sexismus und Diskriminierung nachzuspüren. Sind diese ehemaligen Schlagzeilenbringer schon längst wieder vergessen? Das lest ihr ab Seite 7.

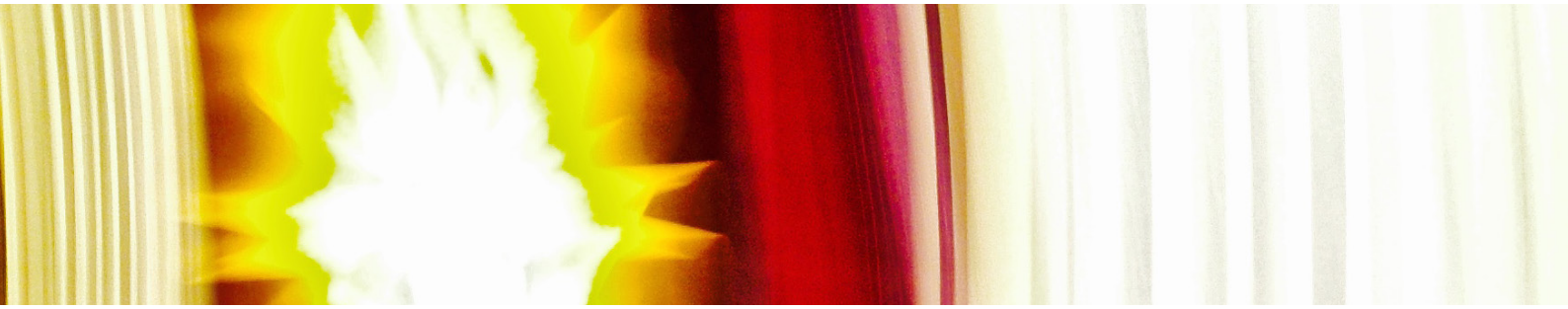
Doch nicht nur Personen, Politik und Gesellschaft können diskriminieren. Wie Künstliche Intelligenz durch Algorithmen Bildungs- und Berufschancen beeinflusst, erklären unsere Expert*innen auf Seite 12.

Neues gibt es aus der Chefredaktion: Luisa Jabs und Martin Wischnath geben an Maria-Mercedes Hering und Benedikt Wurdack ab, die aus der Redaktion nachgerückt sind. Dank der großartigen Unterstützung der Redaktion ist dieses Heft in Rekordzeit entstanden.
Viel Spaß beim Lesen und schöne Feiertage
wünschen euch

Vilma-Lou Sinn, Maria-Mercedes Hering und Benedikt Wurdack

— Chefredaktion

Inhalt



3 **In eigener Sache**
5 **Kolumne: Leise rieselt die Gier**

War da was?

8 **„Girls Just Wanna Have Fundamental Human Rights“**
Ein Hashtag jagt den nächsten — aber was bewegt #MeToo wirklich?
11 **Mehr als eine Lücke**
Intersexuelle dürfen auf Gleichbehandlung im Personenstandsregister hoffen. Aber wie wird sie aussehen?
12 **The Robot is Judging You**
Künstliche Intelligenz hilft bei Auswahlprozessen. Was passiert, wenn die Algorithmen Vorurteile hat?

Politik

18 **Glosse: Der ganz normale BVG-Wahnsinn**
19 **Glossar: Diskriminierung**
19 **Monitor**
20 **Konsens für Dummies**
Sex ist wie Kuchen — man drängt ihn niemandem auf. Warum verstehen das nicht alle?
21 **UnAuf Poetry: Worte sind meine Waffe**
Ein Gedicht von *Ungebunden*

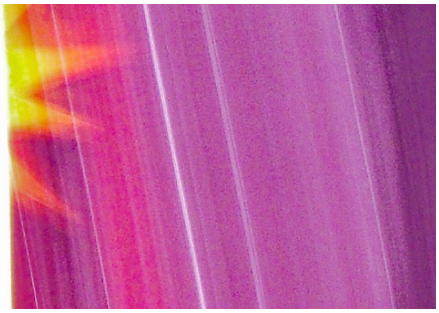
Campus

14 **Das Portrait: Ausgestellt, eingestellt**
15 **Parlamentsreport**
Dieses Mal in doppelter Länge — in der Zwischenzeit haben zwei Sitzungen des Studierendenparlaments stattgefunden.
16 **Drei Fragen an den Studentische Wahlvorstand**
17 **Gebäude der HU: Universitätstraße 3b**
Ein Haus, kein Zuhause

Leben

22 **Einmal im Leben: Sitzengeblieben**
23 **Super Jut ...oder diesmal super öde**
23 **Post aus... Exeter, England**
Auf den Spuren Harry Potters
24 **P wie Pleite — ein Spar-ABC**
Mit diesen Spartricks muss man nicht jeden Cent zweimal umdrehen, um das Geld zusammen-zuhalten.
26 **Endstation: Oase im Grau**

Leise rieselt die Gier — nicht mit mir



Sie kommen und gehen, einige bleiben: Trends. Manche sind so dämlich, doch der Mainstream scheint selbst die Klügsten von uns, wie von einem Magneten angezogen, blind hinterherzuschleifen. Unsere Kolumnistin hat gelernt, Nein zu sagen.

Text & Foto: Vilma-Lou Sinn

Während unser Facebook-Profilbild noch in sommerlicher Frische erstrahlt, versetzt uns die reale Welt bereits Ende August in Endjahresstimmung: Vom Kassierer wird man freundlich daran erinnert, dass die Vorbestellungsfrist für die Weihnachtsgans in wenigen Tagen ausläuft, ein paar Wochen später wartet dann auch schon Omas Adventskalender bei der Post. Was Ende der Sommerferien subtil anfing, ist spätestens Mitte November in den alljährlichen Irrsinn übergegangen – es weihnachtet wieder.

Konkret heißt das: Vorlesungen müssen zahlreichen obligatorischen Weihnachtsmarktbesuchen weichen, *Last Christmas* und *Stille Nacht, Heilige Nacht* spielen in der Dauerschleife und geschmackloser Kitsch soll uns festlich stimmen. Erträglich wird das Ganze nur — wenn überhaupt — im Glühweinrausch. Nach solchen gar nicht stillen Nächten folgt der besonders unheilige Kater von der süßen Gewürzplörre. Spätestens zum Ende der Feiertage stellt sich wieder das genau elf Monate dauernde Glühweintrauma ein. Gestern noch umwelt- und gesundheitsbewusst, scheinen die guten Vorsätze im Dezember plötzlich vergessen. Zwischen Dominostein-Fressorgien und Plätzchenbacken hat niemand Zeit zum Joggen. Was folgt, ist die alljährliche Weihnachtsplauze – und das Gefühl von Wehmut beim Blick auf unser Facebook-Bild.

Doch das, was auf den ersten Blick feierlich glitzert, hat eine Schattenseite: Aus einem christlichen Feiertag ist ein Konsumfest geworden. Verkaufsoffene Sonntage und X-Mas Sales locken uns das Geld aus den Taschen, oft kann man sogar an Heiligabend selbst noch auf die Jagd nach Last-Minute-Geschenken gehen. Kaufen, kaufen, kaufen. Wo vorher Vernunft und Geiz dominierten, regieren plötzlich Gier und ungezügelte Großzügigkeit. Während Ruhe und Besinnlichkeit Luxusgüter zu sein scheinen, steigt die Zahlungsbereitschaft für unbrauchbaren Ramsch ins Unermessliche.

In der Illusion, unseren Liebsten etwas Gutes zu tun, werden wir vom Konsumrausch verführt. Ein Trend, von dem wir wie die Motten vom Licht magisch angezogen werden. Doch Konsum dient schon lange nicht mehr der Befriedigung lebensnotwendiger Bedürfnisse, besonders nicht in der Weihnachtszeit. Denn auch wenn wir es ungern zugeben, definieren wir uns viel zu oft über unsere Besitztümer. Aber mal ehrlich: Familiendramen und Risse in Beziehungen können sicherlich nicht durch das Wachs einer Duftkerze repariert werden und erst recht können wir mit Geld keine Liebe kaufen.

Als sei das nicht schon Konsumschlacht genug, wird zusätzlich jedes noch so kleine Made-in-China-Geschenk in einen großen Bogen Geschenkpapier eingewickelt, sodass man am Morgen nach dem Fest vor lauter Müll kaum noch die Geschenke findet. Was man schnell vergisst, ist, dass man durch den Kauf dieser Produkte bedenkliche Produktionsbedingungen, Ausbeutung der Länder des globalen Südens und Kinderarbeit unterstützt. So manch einen holt bei dem Gedanken daran ein schlechtes Gewissen ein. Doch auch hierfür hat die Weihnachtszeit ein Ventil: Spenden für einen guten Zweck. Zur Festzeit erscheint nämlich mindestens doppelt so viel Spendenwerbung wie in den restlichen Monaten. Wer da an einen Zufall denkt, glaubt auch an den Weihnachtsmann.

In der Politik scheint unsere feierliche Doppelmoral wenig Bedenken hervorzurufen. Im Gegenteil, es wird uns nicht anders vorgemacht. Noch im November sorgt sich Deutschland um seine CO_2-Bilanz und verkündet auf der Bonner Klimakonferenz stolz, alles Erdenkliche zu tun, um seine Emissionen nachhaltig zu senken. Schon im Dezember werden pestizidbelastete Tannen, die Leben in unsere Wohnungen bringen sollen, gerodet. Straßen erstrahlen bunt und Weihnachtsmärkte werden mit Heizpilzen zu Wohnzimmern umfunktioniert. Mit Energieverschwendung werden Winterdepressionen vertrieben. Solange die Konjunktur profitiert, sei auch den Klimabestrebungen über die Feiertage mal eine Pause gegönnt. Weihnachten ist ja schließlich nur einmal im Jahr.

Die Ausrede zieht. Außerdem muss man ja die ein oder andere kleine Sünde begehen, um zum Jahresende seine Neujahrsvorsätze formulieren und wieder sagen zu können: „Nächstes Jahr mache ich alles besser!“

Vilma-Lou Sinn, 24, VWL

War da was?

#MeToo — ich auch. Im Spannungsfeld von Diskriminierung, Sexismus und Macht entwickelte diese bescheidene Feststellung im vergangenen Herbst eine ungeahnte Kraft. In sozialen und konventionellen Medien, Wohnzimmern und Seminarräumen entbrannte eine polarisierende Debatte um Sexismus und Diskriminierung. Kann sie etwas ändern?

„Girls Just Wanna Have Fundamental Human Rights“

Als Mitte Oktober eine Sexismus-Debatte durch den Hashtag #MeToo ausgelöst wurde, war eigentlich zu erwarten, dass diese wie vorangegangene schnell wieder verdrängt und vergessen würde. Doch am 6. Dezember erklärte das amerikanische *Time-Magazine* die Frauen, die #MeToo ins Rollen brachten, zur Person des Jahres 2017. Ist der Hashtag dieses Mal der Beginn einer Bewegung, die anhält?

Text: Sophie Neumann — Illustation: Paulina Hillebrand

Einer Frau wird die Tür zu einem Hotelzimmer geöffnet. Sie tritt ein und erwartet ein Bewerbungsgespräch, eine Art Vorstellung für das Casting zu einem neuen Film. Der Mann, der ihr die Tür öffnet, ist angesehener Filmproduzent und hat ihr eine Hauptrolle angeboten. Es ist eine große Sache, dass er sie persönlich sehen will. Doch jetzt steht er im Bademantel vor ihr und sie weiß, dass das, was gleich passieren wird, kein normales Vorstellungsgespräch wird. Der Mann fängt an, vor ihr zu masturbieren, und erinnert sie an seine hohe Position in der Filmwelt. Am nächsten Tag überweist er ihr eine hohe Summe Geld, damit sie mit niemandem darüber spricht. Die Hauptrolle bekommt sie nicht.

Was jener Frau passierte, ist kein Einzelfall und sehr vielen Menschen in Hollywood schon lange bekannt. Als Anfang Oktober dieses Jahres Anschuldigungen erhoben wurden, dass Filmproduzent Harvey Weinstein jahrzehntelang Frauen belästigt und missbraucht habe, waren nur wenige wirklich überrascht.

Going viral

Als Reaktion darauf, dass diese Vorfälle nun doch ans Licht gekommen waren, trendete ein Hashtag auf Twitter und Facebook, der nicht nur sehr schnell sehr viel Aufmerksamkeit erlangte, sondern auch eine weitreichende und hitzige Debatte auslöste, die man den beiden kleinen Wörtern, um die es geht, zunächst vielleicht gar nicht zugetraut hätte.

#MeToo – ich auch. Das ist erstmal eine sehr bescheidene Feststellung. Es ist ein simples Zeichen der Zugehörigkeit, um darauf aufmerksam zu machen, wie Sexismus und Missbrauch das tägliche Leben vieler Menschen beeinflussen. Dass hinter jedem geposteten #MeToo ein Mensch steht, der sagt: „Auch ich habe Erfahrungen mit sexueller Belästigung machen müssen“, überraschte viele, die noch nie von solcher betroffen waren. Dies rief nicht nur Ungläubigkeit und Verwirrung hervor, sondern warf auch Fragen auf, von denen man eigentlich denken könnte, sie seien schon lange und oft öffentlich diskutiert worden.

Denn #MeToo erinnert stark an vergangene Debatten mit ähnlichem Verlauf. Dass diese Geschichten überhaupt auf sozialen Netzwerken geteilt werden, begann in Deutschland im Januar 2013, als die Journalistin Laura Himmelreich einen Artikel über den damaligen FDP-Spitzenpolitiker Rainer Brüderle veröffentlichte, in dem sie ihm sexistisches Verhalten und unangemessene Kommentare ihr gegenüber vorwarf.

Der Artikel erlangte nicht nur große Aufmerksamkeit, es berichteten plötzlich auch andere Frauen über Sexismus und Diskriminierung. Am 24. Januar 2013 wurde auf Twitter der Hashtag #aufschrei ins Leben gerufen, unter dem alle Schilderungen von derartigen Erlebnissen gesammelt wurden. #aufschrei erlangte so viel Aufmerksamkeit, dass die Bewegung auch in Printmedien und Fernsehen einen Platz fand und plötzlich eine deutschlandweite Sexismus-Debatte lostrat. Ein halbes Jahr später folgte der Grimme Online Award, Gewinner seien „alle Hashtag-Nutzer, die die Problematik des existierenden Alltagssexismus konstruktiv diskutiert" hätten. Der erste Grimme-Preis für eine Debatte, nicht für eine Person oder ein Projekt.

Doch auf den #aufschrei folgte nur noch Stille. Laura Himmelreich ist heute Chefredakteurin der deutschen *VICE*, zu der seit einiger Zeit auch das feministische Online-Magazin *Broadly* gehört. Die Artikel dieser Seite sind „für Frauen, die wissen, wo sie hingehören" und drehen sich um Themen wie Sexualität, körperliche Selbstbestimmung, Body Positivity, Gesundheit, Beziehungen und Politik. *Broadlys* Chefredakteurin Lisa Ludwig meint, dass man natürlich einerseits das Gefühl habe, diese Debatte sei schon oft genauso geführt worden, glaubt aber trotzdem, dass sich in den letzten Jahren etwas entschieden verändert habe. „Viele feministische Positionen sind heute viel mehr Mainstream, als sie es noch zur #aufschrei-Zeit waren. Es geht zwar nicht sehr schnell, aber deshalb ja trotzdem voran und jedes weitere Medium, das das aufgreift und weiterträgt, trägt dazu bei, dass wir einen kleinen Schritt nach vorne machen."

In der #MeToo-Debatte fällt auf, dass diese zwar mit Vergewaltigungsvorwürfen gegen Weinstein anfing, sich aber schnell zu einer Debatte über Alltagssexismus und sexuelle Belästigung entwickelte. Beide Themen sind eng verknüpft und unfassbar wichtig, müssen aber verschieden angegangen werden.

Für Hilfe ist es nie zu spät

Im Umgang mit dem Thema Vergewaltigung ist klar, dass es sich um eine Straftat handelt. In Berlin gibt es einige Anlaufstellen zur Hilfe und Beratung, wenn es um Rechtsfragen, psychologische Betreuung oder Krisenintervention bezüglich sexueller Übergriffe und Belästigung geht, so beispielsweise die *LARA Fachstelle gegen sexualisierte Gewalt an Frauen*. *LARA* bietet anonyme psychologische beziehungsweise therapeutische Hilfe und Rechtsberatung für Frauen ab 14 Jahren. Standardmäßig werden zehn Sitzungen angeboten und danach wird für die Vermittlung an Therapeutinnen oder Anwältinnen gesorgt, sofern die Betroffenen das möchten. Außerdem gibt es eine psychosoziale Prozessbegleitung, wenn es zu einer Anzeige kommen sollte.

Auch wenn Hashtags Debatten zu Sexismus und Diskriminierung entfachen können, ermutigen sie nach Ansicht von Carola Klein von *LARA* Frauen nicht direkt, Beratung zu suchen. Dennoch können sie etwas verändern, vor allem auf gesellschaftlicher Ebene sei in den vergangenen Jahren viel passiert.

Tatsächlich gibt es in Deutschland viele Krisentelefone und Beratungsstellen wie *LARA*. Obwohl die Entwicklung sehr langsam voranschreitet, scheint sich im Bereich der Hilfe für Opfer sexualisierter Gewalt einiges zu tun. Beispielsweise existiert mittlerweile die Möglichkeit einer anonymen Spurensicherung in der Gewaltschutzambulanz der Charité Berlin. Für Klein ist dies ein Schritt in die richtige Richtung: „Die institutionelle Hilfslandschaft wurde angepasst. Deswegen finde ich nicht, dass es jetzt so ist wie noch vor zehn bis 15 Jahren. Es ist echt besser geworden."

Neben sexuellen Übergriffen ist Alltagssexismus ein weiteres Problem von besonderer Bedeutung. Wer zum Beispiel von Belästigung am Arbeitsplatz betroffen ist, wird in der Gesellschaft nach wie vor häufig als hysterisch dargestellt.

Dass Personen, die missbraucht oder vergewaltigt wurden, Hilfe erfahren, ist großartig. Aber wie geht man auf der anderen Seite mit all den Geschichten um, die auf sozialen Netzwerken veröffentlicht wurden und sich um die große Frage nach dem Alltagssexismus drehen?

Ein Ende der Tabuisierung?

Neben #MeToo und #aufschrei gab es international auch andere Hashtags, die sich mit diesem Thema beschäftigten. Einer davon war der 2016 trendende #CanHeSayThat, ausgelöst durch die Australierin Jodie Fox, die bei einem Businessmeeting von einem männlichen Kollegen mit „Du siehst wundervoll aus“ begrüßt wurde und die Frage ans Internet richtete: Darf er das überhaupt sagen?

Es folgten Berichte über Sexismus von Frauen aus der ganzen Welt – und von Männern kam die große Frage: Wo hört denn überhaupt ein Kompliment auf und wo beginnt subtiler Sexismus? Hierbei liegt der Fokus eindeutig auf Belästigung am Arbeitsplatz und Frauen, die Opfer von Machtmissbrauch im Berufsleben wurden, teilen ihre Erfahrungen.

Auch wenn in den letzten Jahren immer wieder Sexismus-Debatten geführt wurden, scheint mit #MeToo alles von vorne anzufangen. Erfahrungen von sexueller Belästigung und Diskriminierung im Alltag werden geschildert, von Hollywood bis zum Bundestag kommen Vorfälle ans Licht, alle alten und neuen Medien greifen das Thema erneut auf.

Eventuell scheint das aber eben auch nur so. Carola Klein von *LARA* merkt an, dass das Thema mehr im Gespräch und nicht mehr so tabuisiert sei. Frauen in Führungspositionen würden sich nicht mehr komplett abgrenzen, was man beispielsweise an der schwedischen Außenministerin Margot Wallström sehen könne, die von sexueller Belästigung in der Politik berichtete und öffentlich sagte: „Me Too“. Carola Klein erklärt: „Das wäre früher gar nicht denkbar gewesen. Da gab es dann die Opfer und die Frauen in hohen Positionen, die nicht betroffen waren oder das jedenfalls niemals gesagt hätten. Vielleicht sagt Angela Merkel ja auch noch irgendwann mal ‚Me Too‘. Das wäre doch mal ein Fortschritt.“

Doch auch bei #MeToo scheint das Entsetzen, der Protest und der Aufruf zur Veränderung nicht lange anzuhalten. Schnell wandeln sich die Fragen von „Wie kann so etwas passieren?“ zu „Aber war das denn überhaupt Missbrauch?“ Man erwartet eigentlich, dass dazu die immer wiederkehrende Unsicherheit über die Grenzen zwischen Kompliment und Belästigung auftritt, bis niemand mehr Fragen stellt und das Ereignis schnell vergessen wird.

Die Debatte wird erfahrungsgemäß noch eine Weile von weinerlichen Artikeln weißer Männer bestimmt, die betonen, sie seien keine Sexisten, oder gelegentlich auch von welchen, die unbedingt ansprechen müssen, dass Komplimente keine Belästigung seien und falls doch, Belästigung ja keine Vergewaltigung. Zuletzt kommen feministische Artikel, die sich über weiße privilegierte Männer aufregen, und eventuell bekommt noch irgendwer den Grimme-Preis.

Oder eben die Auszeichnung „Person of the Year“. Ist das eventuell der entscheidende Unterschied? Eine so große Auszeichnung kann nicht das Ende der Bewegung sein.

Auf die Frage, woran es liegen könnte, dass solche wichtigen Themen normalerweise so schnell wieder verdrängt werden, erklärt Lisa Ludwig, dass es natürlich sehr anstrengend sei, ein Thema konstant für sich präsent zu halten, vor allem in unserem Zeitalter der kurzlebigen Nachrichten.

Einerseits der Debatte immer weiter zu folgen, und zum anderen als engagierter Mensch weiterhin so laut zu bleiben, könne anstrengend werden. Sie könne jede Person verstehen, die davon bisweilen Abstand nehmen müsse — gerade Aktivistinnen, die dafür viel Hass abbekämen. Aber: „Das Wichtige ist, dass man weiterhin versucht, Ungerechtigkeiten aufzudecken und Frauen, die Geschichten haben, eine Plattform zu geben. Man muss immer wieder sagen, wenn was nicht richtig ist.“

Respekt für alle

Damit die Sexismus-Debatte rund um #MeToo nicht abbricht, ist es wichtig, weiter über Themen wie sexualisierte Gewalt und Alltagssexismus zu reden. Obwohl es so scheint, als würden durch Hashtags ausgelöste Sexismus-Debatten genauso schnell wieder verdrängt werden, wie es neue Meldungen in den Medien gibt, lässt sich eine positive Entwicklung beobachten. Das Thema Sexismus wird ernster genommen und Veränderungen sind sichtbar.

Wichtig ist, den Frauen, die ihre Geschichten veröffentlichen, zu glauben und sie nicht anzufeinden. Ein Standpunkt, den auch Lisa Ludwig betont: „Man muss immer im Hinterkopf haben, dass es etwas sehr Mutiges ist, so was öffentlich zu machen. Es ist ja nicht so, dass man davon unmittelbar profitiert. Deshalb sollte man diese Personen auch so behandeln: als mutige Menschen, die eine traumatische Erfahrung gemacht haben und die das jetzt mit der Öffentlichkeit teilen, weil sie die Hoffnung haben, anderen damit zu helfen und dafür zu sorgen, dass die diese traumatische Erfahrung zukünftig nicht auch machen müssen.“

Das Entscheidende für eine erfolgreiche Debatte, die so sensibel ist wie die momentan geführte, ist demnach der richtige Umgang miteinander. Nur so kann sich etwas verändern. Nur so wird dieses wichtige Thema nicht sofort wieder verdrängt. Mit ein wenig Glück trägt #MeToo, genauso wie vorher #aufschrei, dazu bei, dass die Problematik immer stärker in Medien und Gesellschaft besprochen wird und man in absehbarer Zeit niemandem mehr erklären muss, wie man Sexismus definiert oder was ein Kompliment ist. Die Auszeichnung des *Time-Magazine* zeigt nicht nur, dass die Debatte Menschen bewegt und vereint, sondern auch, dass man mit Offenheit über die Thematik die ganze Welt zum Diskutieren und hoffentlich auch Nachdenken bewegen kann.

Sophie Neumann , 18,
Deutsche Literatur & Germanistische Linguistik

Mehr als eine Lücke

Die Regelungen zum Geschlechtseintrag im Personenstandsregister sind verfassungswidrig. Das entschied das Bundesverfassungsgericht Anfang November. Gesetzliche Änderungen können für intersexuelle Menschen einen Schritt zur mehr Anerkennung und Gleichberechtigung bedeuten.

Text: Janne Hoppe & Benedikt Wurdack

Es gibt nicht nur zwei biologische Geschlechter. Das müsste bis 2018 dank des Bundesverfassungsgerichts auch beim Gesetzgeber ankommen. Intersexualität ist keineswegs eine absolute Seltenheit. Eines von 4.500 Kindern ist nicht eindeutig den Geschlechtern männlich oder weiblich zuzuordnen. Bei anderen werden nicht bei der Geburt, sondern erst in der Pubertät oder im Erwachsenenalter Unterschiede erkennbar. Ihre Körper entsprechen nicht den medizinischen Geschlechtskategorien. 8.000 bis 12.000 intersexuelle Menschen leben laut der Bundesregierung in Deutschland. Die Statistiken gehen aber weit auseinander. Das Problem liegt in der schwierigen Datenerhebung. Denn ein Eintrag als „inter“ im Geburtenregister war bisher nicht möglich, gab es doch nur die Wahl zwischen männlich, weiblich und — seit vier Jahren — der Option „offen“. 2013 wurde das Personenstandsgesetz schon einmal geändert. Jedoch beschränkte sich die Änderung darauf, dass bei einem nicht eindeutigen Geschlecht der Geschlechtseintrag lediglich frei bleiben darf. Diese Option bringt für die Betroffenen aber Nachteile mit sich. So kann diese „Lücke“ beispielsweise die Einreise in andere Länder erschweren — Pässe ohne Geschlechtseintrag sind nicht üblich. Der Lesben- und Schwulenverband in Deutschland (LSVD) fürchtet erschwerte Einreisekontrollen. Aber auch die Definitionen des Begriffes Intersexualität variieren und erschweren die Erstellung von Statistiken. So berücksichtigte die Bundesregierung in ihrer Zählung lediglich „schwerwiegende Abweichungen der Geschlechtsentwicklungen“.

Die Richter in Karlsruhe sahen die bisherigen Regelungen zur Erfassung der Intersexualität als unvereinbar mit dem Diskriminierungsverbot (Art. 3 Abs. 3 GG), also als verfassungswidrig, an. Außerdem sei das allgemeine Persönlichkeitsrecht (Art. 2 Abs 1 in Verbindung mit Art. 1 Abs 1 GG) verletzt. Privatdozentin Dr. Katharina Mangold, die zurzeit an der Juristischen Fakultät der Humboldt-Universität eine Lehrstuhlvertretung übernimmt, begrüßt das Urteil als progressiv.

Binnen eines Jahres müssen neue Lösungen gefunden werden. Der Gesetzgeber könnte in Zukunft einen dritten, „positiven Geschlechtseintrag“, wie die Richter es formulierten, schaffen. Andererseits gäbe es die Möglichkeit eines Verzichts auf eine Eintragung (also Auswahl des Geschlechts) im Personenstandsregister. Bis es eine neue gesetzliche Regelung gibt, sind Verfahren, in denen eine andere Eintragung als männlich oder weiblich begehrt wird, auszusetzen. Katharina Mangold hat eine klare Präferenz für die Neuregelung: „Wir müssen den Geschlechtseintrag loswerden. Das ist eine Form staatlicher Klassifizierung von Menschen direkt nach der Geburt.“ Für sie sei dies eine Information, die der Staat nicht erheben müsse.

Der Beschluss des Verfassungsgerichtes und die kommenden Änderungen des Personenstandsrechts sind ein erster, wichtiger Schritt für die Normalisierung von Intersexualität. Die Verfassungsrichter betonten, dass auch die Geschlechtsidentität von Menschen schützenswert sei, die sich nicht dem binären Geschlechtersystem zuordnen ließen. Die Formulierung im Urteil, so Mangold, lasse jedoch offen, durch wen die Zuordnung erfolge. Sie befürchtet eine zu starke Ankopplung an biologische Kriterien: „Eine Rückkehr zu Biologismus und medizinischer Oberhoheit muss verhindert werden.“ Die Richter erklärten, dass die geschlechtliche Identität für „alle Menschen eine Schlüsselposition in der Selbst- und Fremdwahrnehmung“ einnehme, „deshalb ist auch die geschlechtliche Identität jener Menschen geschützt, die weder dem männlichen noch dem weiblichen Geschlecht zuzuordnen sind.“ Intersexualität wird in Zukunft also nicht mehr mit einer gesetzlichen Lücke gleichbedeutend sein. Auch wenn Deutschland damit in Europa Vorreiter wird, was die Anerkennung eines dritten Geschlechts angeht, hatten sowohl der Ethikrat als auch die UN Änderungen des Gesetzes schon seit Jahren gefordert.

Janne Hoppe, 22, Kultur & Technik, Kunstwissenschaft

& Benedikt Wurdack, 19, Rechtswissenschaft

The Robot is Judging You

Wenn die zunehmende Digitalisierung von Arbeitsprozessen zu Nachteilen für die Beschäftigten führt, weil Künstliche Intelligenz diskriminiert, dann ist es Zeit einzugreifen — das dachten sich die Mitarbeitenden des Projekts Diskriminierung durch Künstliche Intelligenz (DiKI), das Diskriminierung durch Algorithmen erforscht.

UnAufgefordert: Diskriminierung durch Algorithmen — was ist das überhaupt?

Prof. Dr. Katharina Simbeck: Heute werden viele Entscheidungen automatisch durch Computerprogramme getroffen. Algorithmen entscheiden, ob ich einen Kredit bekomme, welche Werbeanzeigen mir angezeigt werden und welche Produkte mir von einem Onlinehändler empfohlen werden. Es wurde schon mehrfach gezeigt, dass diese Algorithmen potentiell diskriminieren können. So beurteilten Computerprogramme die Finanzkraft von Frauen schlechter als die von Männern. Von Diskriminierung sprechen wir dann, wenn Menschen mit den gleichen Voraussetzungen in der gleichen Situation unterschiedlich behandelt werden. In unserem Forschungsprojekt beschäftigen wir uns aber vor allem mit der potentiellen Diskriminierung, wenn solche Datenauswertungsverfahren jetzt auch im Personalbereich angewandt werden.

Welche Gruppen von Menschen werden durch Künstliche Intelligenz diskriminiert? Welche Beispiele gibt es?

Prof. Dr. Jürgen Radel: Im Prinzip kann es jede Gruppe von Menschen treffen, ganz gleich welchen Geschlechts oder Alters sie beispielsweise sind. Allerdings kann eine Diskriminierung noch deutlich über diese beiden offensichtlichen Merkmale hinausgehen. So kann es sein, dass Fachhochschulabsolvent*innen diskriminiert werden, da dieser Abschluss im Vergleich zum Universitätsabschluss als weniger hochwertig bewertet wird. Es gibt hier auch länderspezifische Gegebenheiten. In den USA kann es dazu kommen, dass potentielle Studierende es schwerer haben, auf eine der Elite-Universitäten zu kommen, wenn deren Eltern keine dieser Institutionen besucht haben. Diese Liste ließe sich leider sehr lange fortsetzen.

Wann und wie wurde das Problem erkannt?

Radel: Wir glauben, dass es immer schon erkannt wurde, allerdings vor allem von denjenigen, die von der Diskriminierung betroffen waren. Da es sich dabei oft um Personenkreise handelt, die eine Minderheit darstellen, ist es teilweise problematisch, eine breite Öffentlichkeit für das Thema zu öffnen.

Simbeck: Der Begriff „Discrimination-aware data mining“ wurde bereits 2008 von Pedreschi, Franco und Turini eingeführt und seitdem von vielen Forscher*innen aufgegriffen. Diese haben gezeigt, dass in den Daten vorhandene Tendenzen, „Bias“ genannt, zu verfälschten Schlussfolgerungen führen. Derzeit gibt es eine wissenschaftliche Diskussion darüber, wie durch statistische Methoden direkte und indirekte Diskriminierung vermieden werden kann. Indirekte Diskriminierung entsteht, weil das potentiell diskriminierungsanfällige Attribut, zum Beispiel Geschlecht, mit vielen anderen Attributen korreliert. Eine Entfernung der Spalte Geschlecht aus den Daten würde also den Bias aus den Daten nicht entfernen.

Wieso ist ein Projekt wie DiKI nötig?

Radel: Wir sind der festen Überzeugung, dass Künstliche Intelligenz, sofern man diesen Begriff nutzen will, die bereits vorhandene Diskriminierung festigt oder, was noch schlimmer wäre, verstärkt. Die Idee ist uns gekommen, als wir uns mit Anbietern von Rekrutierungs-Lösungen beschäftigt haben, die Wechselbereitschaft berechnen, also die Bereitschaft Arbeitnehmender, das Unternehmen zu verlassen, um bei einem neuen Unternehmen zu arbeiten. Auch Berichte zum Thema Predictive Crime oder Social Scoring haben uns deutlich gemacht, wie wichtig es ist, Algorithmen zu hinterfragen. Bei Predictive Crime versuchen Sicherheitskräfte über Daten vorherzusagen, wo beispielsweise in der kommenden Zeit Einbrüche passieren könnten, um dort mit erhöhter Präsenz vor Ort zu sein. Ein chinesisches System zum Social Scoring hat 2015 für zahlreiche Presseberichte gesorgt. Sehr vereinfacht gesagt bekommen Sie Bonuspunkte für erwünschtes Verhalten und Negativpunkte für abweichendes Verhalten — im Prinzip eine Schufa-Auskunft für individuelles Verhalten. In solchen Fällen ist es sehr wichtig, Algorithmen kritisch zu hinterfragen. Etwas, das Menschen selten tun, da sie intransparent oder für viele schlicht nicht verständlich sind. Unser Projekt soll helfen, Diskriminierungspotential zu erkennen und dann im Idealfall zu vermeiden.

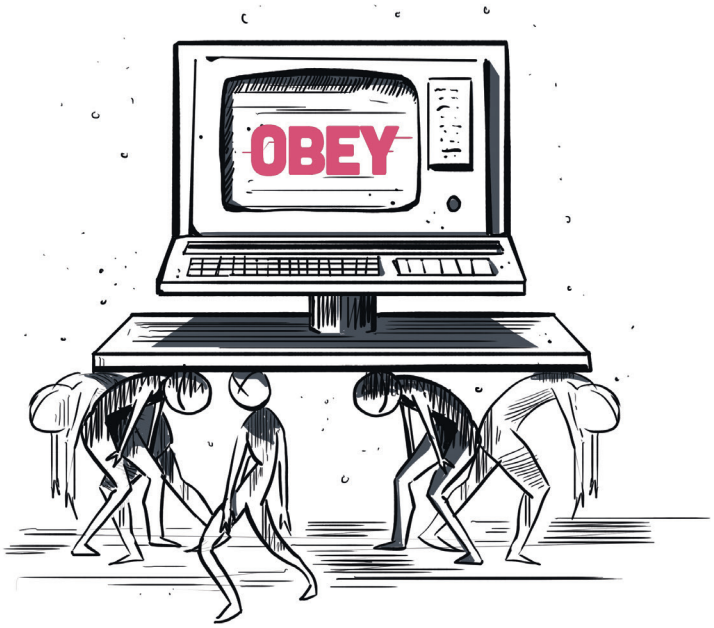
Simbeck: Bei manchen Verfahren der Künstlichen Intelligenz lässt sich im Nachhinein nicht mehr feststellen, wie das System zu einem Ergebnis gekommen ist. Ein Beispiel dafür sind sogenannte neuronale Netze, Algorithmen, die man auch zur Mustererkennung einsetzt. Anhand von vielen Beispielen kann so ein Algorithmus lernen, Menschen auf Bildern zu erkennen. Man weiß aber hinterher nicht, woran die Menschen erkannt wurden und welche Einflussfaktoren wie stark wirken. Manche dieser Algorithmen tun sich dann schwer damit, Menschen zu erkennen, die in den Trainingsdaten unterrepräsentiert

waren, zum Beispiel Menschen afrikanischer Herkunft. Obwohl neuronale Netze nach unserem Kenntnisstand im Personalwesen bisher noch nicht eingesetzt werden, ist mit zunehmendem Wachstum der Datenmengen damit zu rechnen. Es ist also wichtig, zu zeigen, dass Datenanalyse auch im Personalbereich nicht automatisch zu objektiven, neutralen Ergebnissen führt.

Können sich betroffene Nutzer*innen gegen diskriminierende Mechanismen wehren?

Radel: Das ist aus unserer Sicht sehr schwer. Tendenziell scheint eine Einigkeit zu bestehen, dass Menschen in der Beurteilung anderer Fehler machen. Algorithmen werden seltener hinterfragt. Oft müssen sich die rechtfertigen, die den Algorithmus anzweifeln, selten die, die ihn geschrieben haben.

Simbeck: In vielen Unternehmensprozessen fallen heute Daten an, die auch Aussagen über die Mitarbeiter*innen enthalten. Denken Sie an einen Helpdesk, der Nutzeranfragen bearbeitet: Hier wird genau dokumentiert, welche Art der Anfrage wie gut und wie schnell bearbeitet wurde. Ein Kassensystem könnte danach analysiert werden, welche Kassierer*in wie schnell Artikel einscannt. Die Email-Kommunikation innerhalb eines Unternehmens könnte Aufschluss geben darüber, welche Personen abteilungsübergreifend kommunizieren (Social Network Analysis) beziehungweise wessen Emails Kunden im negativen Zusammenhang erwähnen (Sentiment-Analyse). Die Vermeidung von solchen Daten ist im beruflichen Umfeld viel schwerer als im privaten Umfeld. In den meisten Unternehmen existieren aber Betriebsvereinbarungen, welche die mitarbeiterbezogene Auswertung von Daten aus Tools wie Kassensystemen verbieten. Darüber hinaus sind die Mitarbeiter*innen aber auch durch das Bundesdatenschutzgesetz und das Briefgeheimnis geschützt. Viele Gewerkschaften beschäftigen sich derzeit damit, wie man verhindert, dass die Digitalisierung von Arbeitsprozessen zu Nachteilen für die Beschäftigten führt. Deshalb finanziert ja auch die gewerkschaftsnahe Hans-Böckler-Stiftung unser Projekt.



Welche Entwicklungen sind für die Zukunft zu erwarten?

Radel: Vermutlich noch deutlich ausgefeiltere und tiefgreifende Ansätze bei der Analyse von Menschen und deren Verhalten. Aktuell sind wir noch am Anfang und die Daten liegen oft nur sehr unstrukturiert und fragmentiert vor. Im Prinzip ist das ein Vorteil, da sie nur eingeschränkt genutzt werden können. Wird das trotzdem getan, dann ist das eher problematisch. Die Entwicklung wird aber sehr schnell gehen. Wir gehen davon aus, dass in den kommenden fünf bis zehn Jahren Chatbots zur Rekrutierung eingesetzt werden und dabei auch Persönlichkeitsmerkmale erhoben werden. Chatbots sind mehr oder minder komplexe Dialogsysteme, bei denen Nutzer*innen mit dem System kommunizieren. Auf Webseiten sieht man sie in Form eines kleinen Chat-Fensters, in dem uns freundlich Hilfe angeboten wird. Bei den Antworten müssen sich die Bots heutzutage in den meisten Fällen noch auf einfache Datenbanken verlassen. Das dürfte sich mit steigender Vernetzung ändern, sodass wir dann nicht mehr auseinanderhalten können, ob wir mit einem Bot oder einem Menschen kommunizieren.

Gibt es auch die Möglichkeit, Künstliche Intelligenz zum Abbauen von Vorurteilen zu nutzen?

Simbeck: Um Diskriminierung zu vermeiden, ist es im ersten Schritt hilfreich nachzuweisen, wo es sie überall gibt. Dazu können Datenauswertungen und auch explorative Datenanalysen natürlich sehr viel beitragen.

Radel: Schaffen wir eine Instanz, die vorurteilsfrei bewertet, ob jemand auf eine Stelle passt oder nicht, können aus unserer Sicht alle Seiten profitieren. Allerdings gibt es derzeit auch viele Vorbehalte, wenn wir den Auswahlprozess dem Menschen ein Stück weit abnehmen, sowohl von denen, die die Auswahl machen, als auch bei denjenigen, die ausgewählt werden. Letztendlich denke ich, dass auch die gesamte Gesellschaft von der Nutzung Künstlicher Intelligenz profitieren kann. Die Personalauswahl objektiver zu gestalten, ist ein Anfang und ein Schritt in die richtige Richtung.

Das Interview führten
Mina Mehrabi, 20, Geschichte & Sozialwissenschaften
& Vilma-Lou Sinn, 24, VWL
Illustration: Michael Weinlein

PORTRAIT

Ausgestellt, eingestellt

Liz Stumpf, 24
MA Kunstgeschichte

Text: Vilma-Lou Sinn — Foto: privat

Die Kunstszene in Berlin ist ein hartes Pflaster. Jedes Jahr kommen neue Kreative aus aller Welt hierher und hoffen auf den großen Durchbruch. Auch Liz Stumpf zog es 2012 aus einem hessischen 80-Seelen-Dorf zum Studium der Kulturwissenschaft in die Hauptstadt.

„Im Studium haben wir uns viel mit Theoretikern wie Foucault und Benjamin auseinandergesetzt. Das war spannend, aber mir hat oft der praktische Bezug gefehlt", erklärt Liz. Beim Lifestyle-Magazin *Ruhmsucht* probierte sich die 24-Jährige als Redakteurin aus und erstellte Radiobeiträge für die Kulturwelle, den ehemaligen HU-Sender der Kulturwissenschaftler*innen.

2013 bekam Liz durch ein Seminar am *Helmholtz-Zentrum für Kulturtechnik* das erste Mal die Möglichkeit, bei der Konzeption einer Ausstellung mitzuwirken. In Zusammenarbeit mit anderen HU-Studierenden entstand *HUMANIMAL*, eine Ausstellung über Mischwesen zwischen Tier und Mensch im Tieranatomischen Theater. Und diese Erfahrung blieb hängen: „Wenn man eine Ausstellung kuratiert, bekommt man Einblicke in die Kunstvermittlung und inhaltliche Recherche und muss auch mal einen Förderantrag stellen. Da wird einem nie langweilig."

Doch mit ihrem Traum, eines Tages vom Kuratieren leben zu können, ist Liz nicht alleine. Wer sich in der Kunstszene einen Namen machen möchte, der muss früh anfangen, sich zu engagieren, und darf keine Mühen scheuen. Seit 2013 ist Liz Teil der studentischen Initiative *Kleine Humboldt Galerie*, die jedes Semester eine Ausstellung für den Lichthof Ost des Hauptgebäudes kuratiert. Durch eine heterogene Gruppe Studierender verschiedener Fachrichtungen kommen hier vielfältige und spannende Ideen zustande – unabhängig von Lehrkräften und Professor*innen.

Mittlerweile ist bei Liz der Stein ins Rollen gekommen. Ihr Engagement und die vielen schlaflosen Nächte haben sich ausgezahlt. Im Kulturbereich läuft viel über Kontakte. Oft hat die Studentin durch ein Projekt Leute kennengelernt, die ihr dann einen Job vermittelt haben. „Über ein Uni-Seminar wurde ich beispielsweise auf das lab.Bode aufmerksam gemacht, wo ich seit kurzem arbeite", erzählt sie. Dabei handelt es sich um eine Initiative der Kulturstiftung des Bundes und der Staatlichen Museen zu Berlin zur Stärkung der Vermittlungsarbeit in Museen.

Ein ganz persönliches Highlight ihrer Arbeit: „Für mich gibt es nichts Schöneres, als nach Schließzeit durch die leeren Ausstellungsräume zu wandeln und die Arbeiten im Glanz des Dämmerlichts zu betrachten."

Parlamentsreport

Die vierte Sitzung des 25. Studierendenparlaments (StuPa) fand am 18. Oktober statt, im Mittelpunkt standen neben Wahlen und Bestätigungen auch die Vorbereitung der Semesterticket-Abstimmung im November sowie die Diskussion um eine bessere Nutzbarkeit der Universitätsbibliotheken.

Wahlen und Bestätigungen

Bei der vierten Sitzung des 25. Studierendenparlaments wurde Kristin Caspary zur Hauptreferentin für Soziales gewählt. Jule Ziegler unterstützt künftig als Co-Referentin das Referat für Lehre und Studium, Jan Zimmermann stößt als Co-Referent im Referat für Öffentlichkeitsarbeit hinzu. Die neue Referentin für Antifaschismus wurde ebenfalls vom StuPa bestätigt.

Ringen um Lösungen für Kapazitätsengpässe

Für eine lange Diskussion sorgten zwei Anträge zu Kapazitätsproblemen in den Bibliotheken der HU, die gemeinsam besprochen wurden. Der Ring Christlich Demokratischer Studenten (RCDS) sprach sich für die Einführung einer Bibliotheksampel aus, die die Auslastung der Standorte anzeigen soll. Die Liberale Hochschulgemeinde (LHG) setzte sich dafür ein, dass der RefRat mit der Universitätsleitung in Gespräche über allgemeinere Lösungsmöglichkeiten tritt, um Lösungsversuche zu erarbeiten. Nach hitziger Debatte stimmte das StuPa für die geänderte Version des LHG-Antrags, nun wird die Unileitung direkt dazu angehalten, Maßnahmen wie eine Verlängerung der Öffnungszeiten, die Schaffung weiterer Arbeitsflächen und die zuvor diskutierte Ampel zu prüfen, damit in Zukunft Plätze in den Bibliotheken zur Verfügung stehen.

“Nehmt den roten Stern ab”

Gewählte Vertreter*innen, interessierte Studierende und Mitglieder studentischer Initiativen füllten am 16. November den Hörsaal 2097 im Uni-Hauptgebäude, als das 25. Studierendenparlament zu seiner fünften Sitzung in diesem Jahr zusammenkam.

Wahlen und Bestätigungen

Das Referat für Publikation, das die Zeitung der Studentischen Selbstverwaltung *Humboldt University collected highlights* (HUch) herausgibt, bekommt einen neuen Co-Referenten: Thomas Zimmermann hat bereits Texte für die HUch verfasst und wird den Hauptreferenten Matthias Ubl unterstützen. Mit Kjell Seeger (Referentin) und Lennart Lagmöller (Co-Referent) erhält auch das Referat für Politisches Mandat und Datenschutz eine neue Spitze. Außerdem bestätigte das StuPa Cyrille Aketik (Anti-Rassismus-Liste) einstimmig als Referenten für AusländerInnen/Antirassismus. Benedikt Bethschneider wurde zum Referenten für Kultur gewählt, Anselm Meyer zu dessen Co-Referenten.

“Verpiss dich mit deinen Fascho-Freunden!”

Anerkennung studentischer Initiativen hinterfragt

Patrick Mesenbrock vom Think-Tank European Horizons (EuH) forderte in einem von ihm und anderen Studierenden verfassten Antrag transparente und nachprüfbare Kriterien für die Anerkennung und finanzielle Förderung studentischer Initiativen. Der Antrag war unter anderem eine Reaktion auf die bei der StuPa-Sitzung im Juli verwehrte Anerkennung des Think-Tanks als studentische Initiative. In seiner Antragsbegründung ging Mesenbrock hart mit den gewählten Vertreter*innen und deren Selbstverständnis ins Gericht. Das Parlament repräsentiere aufgrund seiner tendenziell linken Positionierung nicht ausreichend die Pluralität der Studierendenschaft. Er forderte das Parlament auf: „Nehmt den roten Stern ab und überlegt, was das legitime Interesse der gesamten Studierendenschaft ist.“ Es entstand eine hitzige Debatte im Studierendenparlament. Jan Zimmermann vom Öffentlichkeitsreferat warf EuH faschistoide Tendenzen vor. Er schrie vom Rednerpult: „Verpiss dich mit deinen Fascho-Freunden!“ Mesenbrock wehrte sich entschieden gegen den verbalen Angriff. Schließlich wurde sein Antrag vom StuPa teils positiv bewertet, letztlich aber abgelehnt.

Stephan Detert,
27, Medizin

Alma Gretenkord,
26, Europäische Ethnologie

& Maria-Mercedes Hering,
24, Sozialwissenschaften

DREI FRAGEN AN...

den Studentischen Wahlvorstand

Lara Bokor, 29, Rechtswissenschaft

Warum und seit wann engagierst du dich im studentischen Wahlvorstand?

Ich studiere, arbeite nebenbei und habe ein kleines Kind, ein wenig zusätzlicher finanzieller Spielraum in Form der Aufwandsentschädigung kommt da sehr gelegen. Außerdem bin ich ein sehr politischer Mensch und finde Engagement in diesem Sinne wichtig. Gewählt wurde ich am 18.10.2017 in der StuPa-Sitzung (Studierendenparlament, Anmerkung der Redaktion) – also drei Wochen vor der SemTix-Abstimmung (Semesterticket, Anmerkung der Redaktion), was ganz schön stressig war.

Wie laufen die Vorbereitungen für die kommende Wahl zum StuPa?

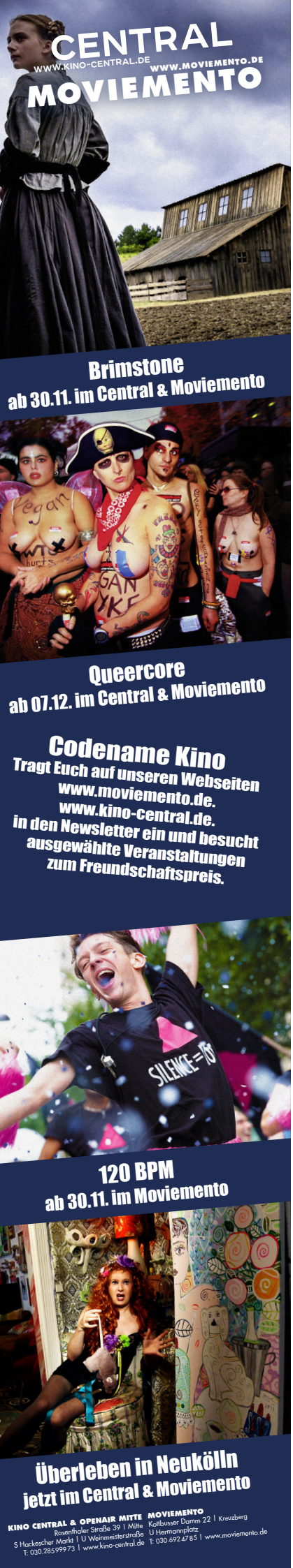
Das größte Problem, das wir gerade haben, ist, dass die Unileitung den Bitten unserer Vorgänger*innen nicht nachgekommen ist und wir deswegen noch kein digitales Wähler*innenverzeichnis haben. Das macht Probleme mit der CampusCard, weil diese nicht markierbar ist. Deswegen mussten wir nervigerweise jedes Mal, wenn bei der SemTix-Abstimmung jemand damit abstimmen wollte, eine „analoge“ Datenbank per Telefon abrufen. Das dauert ewig, ist fehleranfällig und insgesamt einfach suboptimal, um es vorsichtig auszudrücken.

Wie sieht dein Appell für mehr Wahlbeteiligung an der Uni aus?

Das StuPa entscheidet über viele für Studierende wichtige Themen, es ist die Möglichkeit für Studierende mitzubestimmen, was an der Uni wie passiert und wo welches Budget hingeht. Wer etwas verändern möchte, sollte also wählen und sich vielleicht auch zur Wahl stellen. Auf jeden Fall nicht nur meckern, dass nicht das passiert, was man selber möchte.

Das Gespräch führte
Alma Gretenkord, 26, Europäische Ethnologie

Anzeige



GEBÄUDE DER HU: UNIVERSITÄTSSTRASSE 3B

Ein Haus, kein Zuhause

Die Humboldt-Universität besteht aus unzähligen Gebäuden und hinter jedem einzelnen steckt eine Geschichte. An dieser Stelle wollen wir sie erzählen. Diesmal: Die Universitätsstraße 3b.

Text und Foto: Sophie Barkey

Mitten im akademischen Epizentrum der Humboldt-Universität, am studentischen „Highway“ zwischen Grimm-Zentrum und Hauptgebäude, liegt das Institut für Sozialwissenschaften. Das vierstöckige Gebäude steht an der Ecke von Georgen- und Universitätsstraße, die früher einmal den weniger ehrwürdigen Namen „Stallgasse“ trug.

Als das Gebäude im Jahr 1904 nach einem Entwurf von Otto Richter erbaut wurde, war es eines der ersten Häuser in Berlin, das nicht zum Wohnen, sondern ausschließlich für gewerbliche Nutzung gedacht war. Prunkvoller Stuck und Statuen an der Außenfassade sowie vier auf Balkone zulaufende Erker verliehen dem ansonsten schlicht konzipierten Gebäude das gewisse Etwas. Diese elegante Mischung von Elementen aus Jugendstil, Barock und Renaissance wurde von Kommentatoren im 20. Jahrhundert als äußerst zeitgemäß gewürdigt. Noch wichtiger: Die Außendekoration ließ die Möglichkeit offen, das Gebäude gegebenenfalls auch als Heimstatt für Luxus-Liebhaber umzufunktionieren. Aber der Plan zur gewerblichen Nutzung ging auf: In den ersten Jahrzehnten nach dem Bau des Hauses vertrieben wohlhabende Kaufläute dort ihre Waren, bis das Haus 1936 von der Universität übernommen wurde. Seit 1993 beherbergt es das damals neu gegründete Institut für Sozialwissenschaften.

Bis heute wachen die Figurinen aus Sandstein über dem Eingang und den Ecken des Gebäudes. Auch das alte Fahrstuhlgitter und die teils verzierten grünen Fliesen im Treppenhaus sind noch erhalten. Diese erinnern jedoch weniger an die prunkvolle Vergangenheit, in der mit Kostbarkeiten gehandelt wurde, sondern vielmehr an ein Badezimmer aus den Siebzigern. Das herrschaftliche Flair ist dem universitären Alltag gewichen. Sogar vorbeilaufende Touristen scheinen sich weniger für das Gebäude zu interessieren, als für die darin stattfindenden Veranstaltungen — so müssen sich Seminarteilnehmende im Erdgeschoss damit abfinden, durch die großen Fensterfronten von Passanten oftmals schamlos begafft zu werden. Fast, als suchten sie hinter den Scheiben nach der verkäuflichen Ware von damals.

Sophie Barkey, 24, Europäische Ethnologie
& Sozialwissenschaften

GLOSSE

Der ganz normale BVG-Wahnsinn

Text: Nora Stavenhagen — Illustration: Michael Weinlein

Politik

Die Bahn ist voll. So voll, dass die Gesichter an den Scheiben kleben. Der Schweiß der anderen sticht in der Nase. Mitten drin: ich. Im Alptraum der BVG angekommen. An solchen Tagen fallen mir Kuriositäten auf, die eigentlich schon zum Inventar der BVG gehören. In meinem Waggon ist eine Gruppe von lauthals kreischenden Jugendlichen und ein junger Mann rappt zu Beats, begleitet von einem selbstgebastelten Instrument, das ich trotz Kopfhörern noch deutlich wahrnehme. Menschen, die meinen, jeder sei an ihren Telefongesprächen interessiert, und quengelnde Kinder fügen sich perfekt in die Geräuschkulisse ein. All das scheint auf den ersten Blick nur den Zweck zu erfüllen, mich zu nerven.

Augenscheinlich kennt man eine Stadt erst, wenn man mit ihren öffentlichen Verkehrsmitteln vertraut ist. Ob Mensch, Möbel, Haustier oder Fahrrad: Alles fährt Bahn! Meist klappt das ganz harmonisch, aber heute wird es zur Katastrophe. Die Freude der Erkenntnis, dass ich später einen halbwegs freien Waggon finde, verfliegt schnell, als ich feststelle, dass gelbe Flüssigkeit den Boden benetzt. Ob es sich dabei um Bier oder etwas anderes handelt, möchte ich gar nicht wissen.

Ich habe genug vom penetranten BVG-Gelb und bin froh, dass ich in die S-Bahn umsteigen muss. An der Station hört ein Mann Girls Just Want To Have Fun und singt lautstark mit. Unterbrochen wird die Performance nur von seinen Zwischenrufen wie „Juter Song, oder?“ und „Dit is‘ doch Entertainment hier!“ Das erste mal seit langer Zeit muss ich schmunzeln und nehme mir die Kopfhörer aus den Ohren.

Und ganz unerwartet merke ich, wie ich mich auf den Mikrokosmos der BVG sogar etwas einlassen kann. Die Öffis sind und bleiben der ehrlichste Spiegel unserer Gesellschaft und wer Tag ein Tag aus versucht, das auszublenden, hat ein Stück Berliner Lebensgefühl verpasst.

GLOSSAR

Diskriminierung

Diskriminierung ist nicht gleich Diskriminierung. Das Wort hat, je nach Kontext, eine unterschiedliche Bedeutung. Im soziologischen Sinne beschreibt es eine Ungleichbehandlung einzelner Personen oder Gruppen nach bestimmten Wertvorstellungen oder aufgrund von Vorurteilen. Anhand von Kategorien wie Ethnie, soziale Herkunft, Geschlecht und sexuelle Orientierung, Religion oder körperliche und geistige Fähigkeiten werden Gruppen konstruiert. Mitgliedern dieser Gruppen werden gemeinsame Eigenschaften zugeschrieben, die sie von der Mehrheit absondern sollen. Dieses Verhalten kann durch Individuen, die gesellschaftlichen Strukturen oder das Handeln von Institutionen bedingt sein.

Rechtlich liegt eine Diskriminierung nur vor, wenn eine Ungleichbehandlung sachlich nicht zu rechtfertigen ist. Der Staat ist an umfassende Gleichheitssätze gebunden, Privatpersonen und Unternehmen nur im Rahmen des Allgemeinen Gleichbehandlungsgesetzes (AGG) zur Gleichbehandlung verpflichtet. Dieses erfasst Benachteiligungen „aus Gründen der Rasse oder [...] ethnischen Herkunft, des Geschlechts, der Religion oder Weltanschauung, einer Behinderung, des Alters oder der sexuellen Identität“. So dürfen beispielsweise Türsteher*innen Gäste nicht wegen ihrer Hautfarbe oder Herkunft abweisen. Ungleichbehandlungen lassen sich übrigens auf zwei Weisen auflösen. Entweder bekommen alle den Vorteil – oder niemand.

MONITOR

Bachelor bleibt selten allein

Nur zwölf Prozent der Studierenden an Universitäten und Fachhochschulen wollen sich mit Bachelorabschluss zufriedengeben. Im Vergleich dazu sehen 61 Prozent den Master als Ziel ihrer Bildungslaufbahn an. Das geht aus einer Studie der Universität Maastricht im Auftrag von *Studitemps* hervor, an der etwa 41.000 Studierende teilnahmen. Der Bachelor ist seit der Bologna-Reform bereits ein berufsqualifizierender Abschluss, wird aber häufig vom Master überschattet. Auch Unternehmen sind nach einer Studie der Deutschen Industrie- und Handelskammer (DIHK) in weniger als 50 Prozent der Fälle mit Bachelor-Absolvent*innen zufrieden.

Bis zu 40.000 Geflüchtete an deutschen Hochschulen bis 2020 erwartet

Die Studie „Hochschul-Bildungs-Report 2020“ geht davon aus, dass 32.000 bis 40.000 Geflüchtete im Jahr 2020 an deutschen Hochschulen studieren könnten. Als Hindernisse für die Aufnahme eines Studiums macht die Studie mangelnde Sprachkenntnisse, finanzielle Barrieren und gesundheitliche Probleme in Form von Traumafolgen aus. Abseits von Geflüchteten stellt die Studie weiterhin fest, dass Kinder von Akademiker*innen immer noch erheblich häufiger studieren und promovieren. Urheber der Studie sind der Stifterverband und *McKinsey*.

Angleichung der Bildungssysteme bis 2025 gefordert

Die EU-Kommission fordert einen europäischen Bildungsraum. Ziele sind eine bessere gegenseitige Anerkennung von Hochschulabschlüssen, Förderung des Sprachenlernens und eine Vernetzung der europäischen Universitäten. Außerdem sollen die Kapazitäten von Programmen wie Erasmus+ oder dem Europäischen Solidaritätskorps ausgeweitet werden. Die Kompetenz für Bildungsfragen liegt allerdings bei den Mitgliedsstaaten. Der nächste Bildungsgipfel findet im Januar 2018 in Brüssel statt.

Anzeige

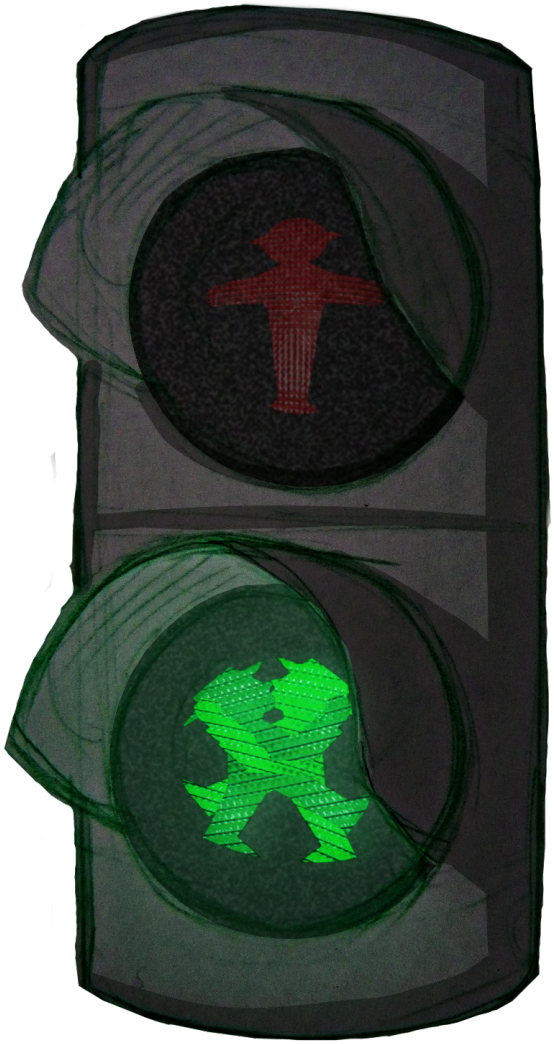
Meditation und Wissenschaft
www.meditation.de

Benedikt Wurdack, 19, Rechtswissenschaft

Konsens für Dummies

Stell dir vor, du bietest jemandem ein Stück von deinem besten selbstgebackenen Kuchen an — und die Person hat keinen Appetit. Ein herber Schlag, wo du dir doch so viel Mühe beim Backen gegeben hast. Völlig unverständlich, dass jemand dein Meisterwerk ablehnt, aber man kann ja auch niemanden zwingen. Also stellst du ihn erstmal zur Seite. So einfach ist das auch beim Sex.

Text: Sophie Barkey — Illustration: Paulina Hillebrand



Bei sämtlichen sexuellen oder zwischenmenschlichen Begegnungen gilt: „Nein“ bedeutet „Nein“. Das würden die meisten so unterschreiben und in der Theorie nicht anzweifeln. Das Prinzip ist simpel, aber im Alltag scheitern immer noch viele Menschen an der Ausführung. Erst 2016 wurde der Grundsatz im deutschen Sexualstrafrecht verankert. Vorher reichte ein „Nein“ nicht aus und Opfer mussten sich nachweislich physisch gegen Angreifer gewehrt haben, um überhaupt von Vergewaltigung sprechen zu dürfen. Auch im Laufe der aktuellen Sexismus-Debatte zeigt sich diese Rückständigkeit. Viele Frauen und auch Männer haben Erfahrungen beschrieben, in denen ihre Zustimmung keine Rolle gespielt hat. Hier kommt das Konzept von Konsens ins Spiel.

Der Duden definiert Konsens als „Übereinstimmen von Meinungen“ sowie als „Zustimmung oder Einwilligung“. Beim Sex, anders als bei politischen Verhandlungen, sollte es mehr geben als einen Minimalkonsens. Hierbei einigen sich die Verhandlungspartner*innen auf den kleinstmöglichen Nenner, bei dem auch Kompromisse eingegangen werden. Anders ist das beim Sex. Wenn eine Person nicht will, muss sie sich auch nicht zu Kompromissen herablassen – oder mit anderen Worten, sie muss nicht mal das kleinste Stückchen von deinem Kuchen essen. Ganz egal wie überzeugt du davon bist, dass er der anderen Person schmecken würde.

Was also bedeutet sexueller Konsens? Zunächst gilt: Er sollte deutlich sein. Frag nach, ob dein Gegenüber geküsst werden möchte. Freudiges Ja? Ausgezeichnet für euch – das heißt aber noch lange nicht, dass dein*e Partner*in auch unter dem Shirt angefasst werden will. Also vergewissere dich, ob er* oder sie* das gut findet. Insbesondere bei neuen Menschen solltest du dir bei jedem Schritt und jeder Berührung sicher sein, dass ihr sie beide wollt. Und auch dein*e feste Freund*in hat nicht immer Bock. Nichts ist weniger sexy, als sich aus Verantwortungsbewusstsein oder einem schlechtem Gewissen heraus küssen zu lassen.

Konsens muss nicht immer verbal sein. Achte auf die Körpersprache deines Gegenübers. Mit gesundem Menschenverstand lässt sich eigentlich schnell feststellen, wie dein*e Partner*in die Situation empfindet. Wird die Umarmung oder der Kuss erwidert? Zieht sich dein Gegenüber selbst aus? Schubst dich jemand weg, ist die Sache eindeutig, aber auch Passivität ist niemals Zustimmung. Selbst wenn Dissens nicht offen ausgesprochen wird, existiert noch lange kein Konsens – dafür braucht es ausdrückliches Einverständnis. Darfst du deinem Gegenüber die Hose aufknöpfen? Er* oder sie* weiß nicht? Und Stopp. Nicht wissen bedeutet „nein“ und ist keine Aufforderung zur Überzeugungsarbeit. Unter Druck geäußerte Zustimmung ist kein Konsens. Also merke: Freudiges „Ja“ bedeutet „Ja“; „Nein“ bedeutet „Nein“. „Vielleicht“ bedeutet auch „Nein“ – und Achtung: Gar keine Reaktion bedeutet ebenfalls, dass ihr keinen Konsens geschaffen habt.

Sophie Barkey, 24, Europäische Ethnologie & Sozialwissenschaften

WORTE SIND MEINE WAFFE

Ich habe kein Schwert um Herzen zu durchbohren,
an mir ging nie ein Karatekämpfer verloren.
Ich spiele kein Instrument,
bin einer von der sanften Sorte,
Und meine einzige Waffe? Das sind die Worte.

Deshalb bin ich meistens still,
Weil ich niemanden verletzten will,
Was ich wirklich zu sagen habe,
will am Ende keiner hören
Darum lasst euch in euren belanglosen Gesprächen,
von MIR bloß nicht stören.

Ich schweige und keiner hörte mir zu.
Aber eines Tages kommst dann du.
Ich werde dich erkennen, an der Art wie du schweigst.
Und wie du bei dummen Gesprächen den Kopf leicht
zur Seite neigst.

Ich werde es wissen und so auch du
Und ich hör dir dann einfach nur beim Schweigen zu.

Bis dahin, verzeiht wenn ich stumm bleibe
Und stattdessen nur Gedichte schreibe,
Wenn ich mich in Nicht-Gesagtes Hülle
Und in Wirklichkeit lauthals brülle,
weil mich eure Banalität zum kotzen bringt —
Weil ihr es nicht kennt, wenn man um Worte ringt.

- Ungebunden

www.CopyPlanet-Berlin.de

Anzeige

Günstigster Copyshop Berlin/ Deutschland ?
Brunnenstr.149
10115 Berlin
Direkt an der U-Bahnhaltestelle Bernauer Straße Ausgang Anklamer Str.

ab der 1. Kopie/Druck
Druckpauschale einmalig 0,50€

s/w-Digitalkopie A4
2,5 Cent*
*kaufmännische Rundung

15 Cent
ab der ersten
Farbdigitalkopie A4

Telefon 030 / 448 41 33
Telefax 030 / 238 49 59
E-Mail copyplanet1@gmx.de
Öffnungszeiten
Montag - Freitag 10 – 18 Uhr
Samstag, Sonntag und an gesetzlichen Feiertagen geschlossen

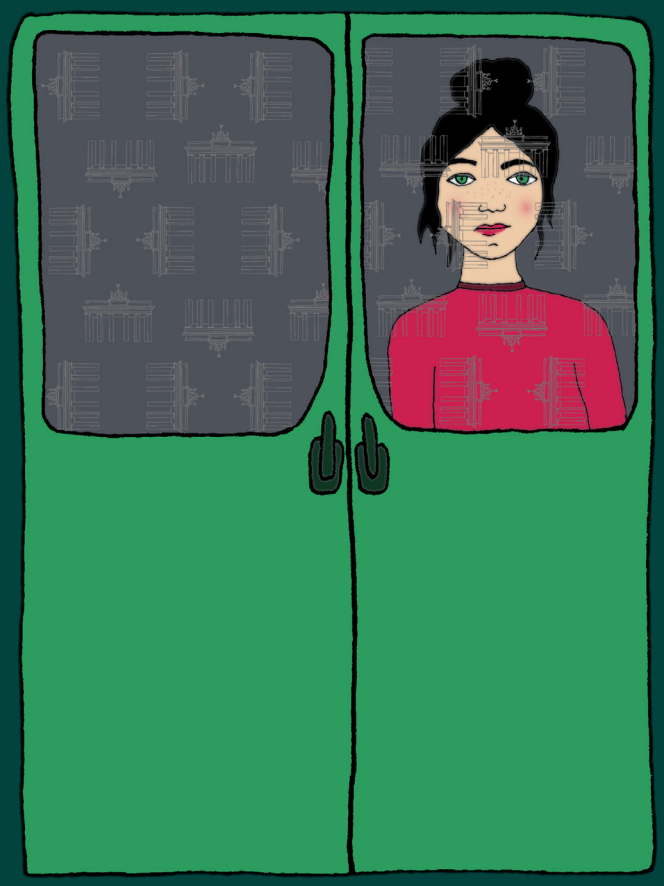
Wir drucken und binden Ihre Arbeit
sofort
einfach vorbei kommen
Wir Drucken nur PDF und JPEG

EINMAL IM LEBEN

Sitzengeblieben

Ständig reden wir von Dingen, die wir ausprobieren wollen. Viel zu oft bleibt es bei dem Gedanken. In unserer Rubrik „Einmal im Leben“ ändern wir das. Diesmal: in der U-Bahn sitzenbleiben

Text: Aenne Knierim — Illustration: Lina Dornblüth



Friedlich schaukele ich in der U-Bahn durch die Dunkelheit, Kopfhörer in den Ohren. Ein wichtiger Chat auf dem Handy nimmt meine Aufmerksamkeit in Anspruch. Ab und zu blicke ich auf und wundere mich über die finster dreinblickende Oma gegenüber. Fahren, Bremsen, Türen öffnen, Türen schließen. Der normale U-Bahn-Ablauf eben. Nach einer Weile schaue ich mich aber doch um. Ich gucke nach links und dann nach rechts, mehrere Male. Mich erfasst Panik, als ich begreife: Ich bin ganz alleine in dem riesigen Waggon! Über die wichtigen Nachrichten habe ich den freundlichen Hinweis zum Fahrtende überhört – und bin im Gegensatz zu allen anderen nicht ausgestiegen. Mitreisende können zwar echt nervig sein, aber ganz ohne erfasst mich eine Welle der Verzweiflung. Das erste Mal in meinem Leben höre ich, wie die gelben Neonlichter in der U-Bahn in der Stille sirren. Doch auf einmal vernehme ich schwere Schritte, die mit langsamem „Bom. Bom. Bom“ auf mich zukommen. Aus dem kleinen Fauxpas wird ein großer Alptraum. Von meiner Fantasie beflügelt, mischen sich Szenen jeglicher Horrorfilme und Krimis, die ich je geguckt habe, in meinem Kopf und malen ein schauriges Bild: mein einsames Ende, blutig in der U-Bahn. „Na, sind se sitzen jeblieben?“, fragt mich die Stimme, die zu den Schritten gehört, und beendet damit mein Kopfkino. „Ja“, piepse ich verlegen. Der Schaffner lacht und ist kurz davor, seinen Weg fortzusetzen. „Was passiert denn jetzt?“, bringe ich aufgeregt hervor, nicht sicher, was geschieht, hat man erst einmal die Endstation verpasst. „Na ick schlag mal vor, dass se anner Endstation mit aussteigen.“ Etwas verloren bleibe ich sitzen und warte. Und warte. Nach einer gefühlten Ewigkeit beginnt die U-Bahn ihre neue Fahrt. An der ersten Station angekommen, verlasse ich die Bahn und blicke in die Dunkelheit. Allein in Neu-Westend.

SUPER JUT

... oder dieses Mal super öde

Text: Emma Grünewald

Jeden Sonntag ab 20 Uhr lädt die *Chips und Joghurt Komedy Bühne* Profis und Anfänger*innen zum Testen ihrer neuen und alten Witze ein. Wer selbst einmal ans Mikrofon möchte, kann sich vorher auf der Facebook-Seite anmelden. Das Publikum zahlt eine Spende als Eintritt, gewünscht sind mindestens 5 Euro pro Person.

Um Viertel vor acht komme ich im *Oblomov* an und bin, mit einem Glas Weißwein ausgestattet, bereit, mich bespaßen zu lassen. Kurz darauf öffnen sich die Türen zum abgetrennten Veranstaltungsraum. Hier ist es kälter als in der Bar, etwas muffig und leider gibt es weit und breit keine Chips und keinen Joghurt. Irgendwie hatte ich heimlich gehofft, es würden Schälchen mit Knabbersachen gereicht werden.

Bald sind alle Plätze besetzt und Kawus Kalantar und Daniel Wolfson, die Organisatoren und Moderatoren von *Chips und Joghurt*, stolpern auf die Bühne. Sie wirken etwas unvorbereitet und fangen an, sich lieblos Stichworte zuzuspielen, die in traurigen Pointen gipfeln. Wenn das Publikum beim ersten „Und jetzt alle jubeln, die aus Berlin kommen!“ nicht mitmachen möchte, dann muss man den Trick keine fünf weiteren Male versuchen, egal wie selbstironisch er gemeint sein mag. Vielleicht ist es auch kein gutes Zeichen, dass sich auf die Frage, wie viele aus dem Publikum schon einmal da waren, nur sehr wenige der knapp 40 Anwesenden melden. Leider sind die meisten Comedians, die jeweils sieben Minuten Zeit für ihr Programm haben, nicht viel unterhaltsamer als die Moderatoren. Das liegt nicht unbedingt daran, dass sie nicht wüssten, wie man auf einer Bühne steht oder einen Witz erzählt. Es liegt an ihrem beschränkten Themenspektrum: Witze über Frauen-Männer-Beziehungen, Sex, Feminist*innen und Minderheiten. Das ist in etwa so tiefgründig wie Mario Barth. Nichtsdestotrotz lacht sich das Publikum langsam warm. Habe etwa nur ich ein Problem mit dem Inhalt der Witze? Als sich der Abend dem Ende zuneigt, bringen mich zwei Comedians dann doch noch dazu, in meinen Weißwein zu grinsen. Sie sprechen über Dosenpfirsiche und Identität und ich lache mit ihnen und nicht über andere. Geht doch. Das wäre dann auch mein Fazit des Abends. Das *Oblomov* ist nett und die Getränkepreise sind absolut vertretbar. Wenn man die Moderatoren aushält, kann der Abend mit einem *Tatort* mithalten. Mit etwas Glück ist was Gutes dabei.

Jeden Sonntag, 20:00 Uhr (19:45 Uhr da sein)
In der Bar Oblomov, Lenaustr. 7, 12047 Berlin
Spendenbasis (5 Euro Spendenempfehlung)
www.facebook.com/ChipsundJoghurt/

POST AUS... EXETER, ENGLAND

Auf Harry Potters Spuren

Die englische Kleinstadt Exeter ist nur wenigen fernab der Insel ein Begriff. Sie liegt am Fluss Exe, genauer gesagt an einer kleinen Einmündung im Südwesten Englands, nicht mehr als eine halbe Stunde Zugfahrt von der *seaside* entfernt. Bekannt ist die Stadt für ihre Universität, die mit circa 20.000 Studierenden in einer knapp 120.000 Einwohner zählenden Stadt einen großen Teil der Bevölkerung stellt und in englischen Rankings Höchstwertungen erzielt. Die wohl bekannteste Absolventin der University of Exeter ist Joanne K. Rowling, Autorin der Harry-Potter-Bücher. Einige Schauplätze der Reihe sollen von Orten in Exeter inspiriert sein: Eine Einkaufsstraße namens Gandy Street etwa soll für die *Winkelgasse*, ein Pub namens Old Firehouse für den *Tropfenden Kessel* als Vorlage gedient haben. Auch Radiohead-Sänger Thom Yorke hat in Exeter studiert.

Der Streatham Campus, einer der drei Standorte der Uni, liegt idyllisch auf einem Berg mit vielen Wiesen, Bäumen und einem Mix aus traditionell gehaltenen Backsteingebäuden und moderneren Bauten. Sogar der ein oder andere kleine Teich findet sich auf dem Campus. So schön die Natur auch ist, man muss sich in Exeter auf so manchen Hügel gefasst machen. Es scheint fast so, als ob die Straßen, egal in welche Richtung man losläuft, immer bergauf führen.

An Sehenswürdigkeiten hat die Stadt einen Kai, an dem man Bootstouren unternehmen kann, und die Kathedrale St. Peter, die das Wahrzeichen der Stadt ist. In England ist eine Ansiedlung nämlich erst dann eine Stadt, wenn sich darin eine Kathedrale befindet. Allgemein sieht die Stadt mit ihren Reihenhäuschen aus Backstein *very british* aus und man kann hier sicherlich einen guten Einblick in das britische Studentenleben erhaschen, nicht zuletzt wegen der vielen Läden, die Rabatte oder Specials anbieten.

Luisa Jabs, 21, Geschichte & Sozialwissenschaften

P wie Pleite — ein Spar-ABC

Studierende sind schlau, haben aber meist knappe Budgets. Wie man aus seinem Geld mehr macht und dabei nicht nur das eigene Portemonnaie schont, findest du mit unserem Spar-ABC heraus.

Text: Aenne Knierim — Illustration: Lina Dornblüth

A wie Abfallvermeidung: Pro Jahr wirft jede*r Deutsche Lebensmittel im Wert von 235 Euro in die Tonne. Das ist nicht nur für die Umwelt schade, sondern tut dem Portemonnaie genauso weh. Lieber häufiger einkaufen und weniger wegschmeißen!

B wie Budget: Eine gute Methode, um bewusster Geld auszugeben, ist, sich ein Budget zu setzen. Verschiedene Kategorien wie Verpflegung, Kleidung oder Unibedarf helfen beim Überblick. Im Internet findest du Vergleichswerte für deine Stadt und kannst so schauen, wo noch Sparpotenzial ist.

C wie Carsharing: Einen Möbeleinkauf kann man selten mit der BVG transportieren. Trotzdem muss man nicht gleich ein Auto mieten. In Berlin gibt es viele Carsharing-Angebote, mit denen man günstig ein Fahrzeug nutzen kann, wenn man es braucht. Und preiswerter als ein eigenes Auto sind die allemal.

D wie Discounter: Hier kommst du einfach billiger weg. Mittlerweile bieten die meisten Läden auch Bio-Produkte günstigerer Marken an. Für den Fall, dass nur Premiumsupermärkte in der Nähe sind: Die haben ebenfalls Discount-Produktlinien.

E wie Ermäßigung: Studierende bekommen an vielen Stellen Rabatte. Egal ob Zeitungsabonnements, Eintrittspreise im Theater oder bei bestimmten Vertragstypen, mit Matrikelnummer und Studierendenausweis steht dir die Welt der vergünstigten Preise offen.

F wie Foodsharing: Vieles ist zu gut, um weggeworfen zu werden. Deshalb gibt es diverse Initiativen, die noch gute Lebensmittel an die verteilen, die sie brauchen. Viele Restaurants oder Imbisse senken zudem kurz vor Ende der Öffnungszeiten ihre Preise, um Restware loszuwerden.

G wie gratis: An viele Dinge kommt man umsonst. Online-Produkttests, Umfragen oder Probieraktionen – für ein bisschen Aufwand und eigene Zeit bekommt man viele nützliche Dinge quasi hinterhergeworfen.

H wie Heimaturlaub: Es muss nicht immer eine Fernreise sein. Strand, Berge oder trendige Großstädte gibt es tatsächlich auch in Deutschland. Gleichzeitig schonen kürzere Reisewege das Klima und die eigenen Nerven.

I wie irrelevant: Nicht alles, was schön ist, muss man haben. Der nächste Bestseller kann ruhig warten, wenn der Nachttisch zuhause vor ungelesenen Büchern überquillt. Und das 19. T-Shirt ist vielleicht auch ein bisschen zu viel des Guten.

J wie Job: Hast du einen Job, gibst du immerhin schon mal kein Geld während der Arbeitszeiten aus. Außerdem halten dich kleine Nebenjobs über Wasser. Auch die Uni schreibt regelmäßig neue Stellen aus, die sich gut mit dem Studium vereinbaren lassen.

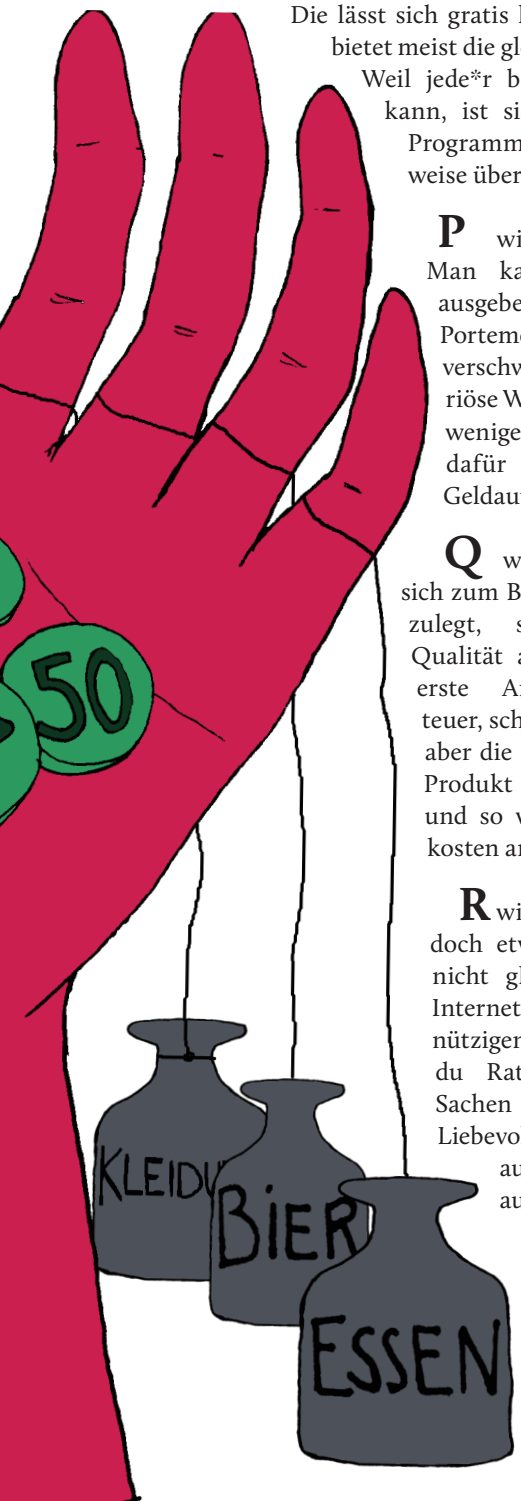
K wie Kaffee: Du bist süchtig nach Kaffee? Nicht schlimm, langfristig aber teuer. Die Lösung ist aus Edelstahl und isoliert Wärme: die Thermoskanne. Wer zuhause den Kaffee für unterwegs brüht, spart sich nervige Wege und miesen Kaffee für perverse Preise.

L wie Leihen: Einen Bohrer braucht man nur selten. Statt sich solche teuren Gerätschaften zu kaufen, kann man sie sich einfach von Bekannten leihen. Die wollen sie zwar irgendwann zurückhaben, müssen aber nicht bezahlt werden. Alternativ gibt es Online-Portale, die Suchende mit Anbieter*innen vermitteln.

M wie Mensa: Auch wenn sie nicht immer das kulinarische Highlight ist. In der Mensa kann man günstig und mehr oder minder gesund essen. Im Vergleich zu Imbissbuden ist das Preis-Leistungs-Verhältnis unschlagbar. Wegen der Nähe zum Campus spart man sich außerdem Zeit, die an einem vollen Unitag oft bitter nötig ist.

N wie Neid: Neidisch zu sein, macht keinen Spaß, aber alles nachzukaufen, ist keine Lösung. Neue Sachen erhellen das Gemüt häufig nur kurz, reißen dafür aber ein ordentliches Loch in das Budget.

O wie Open Source: Statt viel Geld für Lizenzen auszugeben, kann man Open-Source-Software benutzen. Die lässt sich gratis herunterladen und bietet meist die gleichen Funktionen. Weil jede*r bei ihr mitmachen kann, ist sie den klassischen Programmen sogar stellenweise überlegen.



P wie Portemonnaie: Man kann nur so viel ausgeben, wie man im Portemonnaie hat. Bargeld verschwindet auf mysteriöse Weise, deshalb lieber weniger abheben und dafür häufiger zum Geldautomaten.

Q wie Qualität: Wer sich zum Beispiel ein Fahrrad zulegt, sollte auf gute Qualität achten. So ist die erste Anschaffung zwar teuer, schont auf lange Sicht aber die Finanzen, weil das Produkt häufig länger hält und so weniger Reparaturkosten anfallen.

R wie Reparieren: Geht doch etwas kaputt, ist es nicht gleich hinüber. Im Internet oder bei gemeinnützigen Initiativen findest du Rat, wie du deine Sachen wieder herrichtest. Liebevoll geflickt sieht außerdem viel cooler aus als neu!

S wie Second-Hand: In der Mode kommt alles wieder — mit gebrauchter Kleidung ist man also immer am Puls der Zeit. Auch Bücher für die Uni kannst du im Netz für einen Bruchteil des Neupreises ersteigern. Ob online oder auf dem Flohmarkt — vieles ist gebraucht genauso gut wie neu.

T wie Trinken: Leitungswasser ist toll. Null Gramm Zucker, überall erhältlich und das sogar umsonst. Die ersten Tage fehlt die Mate oder die Cola vielleicht, aber das ist nur eine Frage der Gewöhnung. Dein Körper profitiert.

U wie Universitätsbibliothek: Viele Lehrbücher braucht man am Ende weniger als gedacht. In der Bibliothek kann man sie alle vergleichen, ausprobieren und ausleihen. Natürlich ist das alles gratis – aber bei den Mahngebühren ist Vorsicht geboten. Es gibt wenig unschönere Wege, Geld zu verschwenden.

V wie Vergleichen: Du willst etwas kaufen, einen Vertrag abschließen oder in den Urlaub fahren? Das Internet strotzt nur so vor Vergleichsportalen, die den Weg zum besten Preis freimachen. Geschicktes Vergleichen geht schnell und spart bares Geld.

W wie WG. Mit anderen Personen zu wohnen, kann anstrengend und nervig sein, aber auch wunderschön. Meistens ist es günstiger, als alleine zu wohnen. Und im schlimmsten Fall bekommt man wenigstens das Drama im eigenen Leben für umsonst.

X... Das haben wir uns gespart. Man sollte seine Ressourcen nicht auf Unmögliches verschwenden.

Y wie Do-It-Yourself: Der Mensch kann ganz schön viel lernen – auch wenn er es sich selbst beibringt. Statt teurer Kurse warten Hunderte von Tutorials und Anleitungen nur darauf, dir bei deinen Problemen zu helfen.

Z wie Zeit ist Geld: Die beste Investition in deine Zukunft und in dein Konto ist natürlich dein Studium. Zeit kann man sich genauso einteilen und sinnvoll nutzen. So bleibt dann auch genügend Zeit für Freunde und Freizeit.

Aenne Knierim, 18, Amerikanistik und Französisch

ENDSTATION

Oase im Grau

Wir machen uns auf den Weg ans Ende unserer Welt. Zurückbleiben bitte! Heute: Mit der S5 nach Strausberg Nord

Text & Foto: Nils Katzur

Man merkt es der Endstation sofort an. Berlin ist weit weg, und nur die hier alle zwanzig Minuten haltende S5 lässt erahnen, dass Strausberg Nord noch dem Speckgürtel angehört.

Im Bahnhof versteckt sich Geschichte: 1955 in Betrieb genommen und von kasernierten Volkspolizisten genutzt, hat der Bahnhof Strausberg Nord seither viel erlebt.

Sofort fällt die brutalistisch anmutende Discounter-Architektur ins Auge, die hier am Rande der uns bekannten Welt das Landschaftsbild prägt. Zwischen *Aldi*, *Kik* und einem *OBI* scheint vieles gegen eine Reise nach Strausberg zu sprechen. Bei einem genaueren Blick offenbaren sich dem Besucher jedoch eine einige unerwartete Überraschungen und kulinarische Möglichkeiten.

Direkt am Bahnhof wartet das *Gasthaus Nord*. Wer vom märkischen Wildgulasch oder den Schweinefiletspitzen nach „Stroganoff Art“ nicht begeistert ist, der sei an die Dönerbude *Imbiss und Bistro* direkt neben dem OBI erinnert. Für 3,50 Euro bekommt man ein joviales „Mein Freund!“, einen guten Döner und kann die bunten Mosaiken über der Menütafel bestaunen. Dem durstigen Reisenden wird sogar Fassbier ausgeschenkt, und die wandhohen Fenster laden zum Betrachten des Parkplatzes ein. Besonderes Erlebnis: Die Raucherecke direkt vor dem Lokal wird von einem orangenen Sonnenschirm ganzjährig überspannt. Die warme Farbe des Schirmes bietet eine Zuflucht vor dem betonierten Grau drumherum.

Und noch etwas fällt an dieser Endstation auf: Flugzeuglärm. Kleine Maschinen, die ab und zu über den Köpfen kreisen, zum Landeanflug ansetzen nur um wieder durchzustarten. Nicht weit vom Bahnhof lohnt sich ein Ausflug in das Flugplatzmuseum Strausberg. Neben vielen Exponaten rund um die Geschichte des Flugplatzes steht auf dem Rollfeld auch eine Antonow AN-2, Baujahr 1968, die nach einem Absturz vor vier Jahren komplett restauriert wurde.

Der Propeller dieses größten einmotorigen Doppeldeckers starrt sehnsuchtsvoll den Bahnhof an. Verlassen wird sie diesen Ort wohl nicht mehr, zum Wegfliegen ist sie zu kostbar geworden.

Nils Katzur, 25, Deutsche Literatur
& Kulturwissenschaften

UnAuf

WE WANT YOU!

UnAuf gefordert

unauf.de/kontakt/mitmachen/